



Nr. 9.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1924.

## De Vodderblaum.

Von Rudolf Tarnow.

(Nachdruck verboten.)

Ein Vodderblaum mang Gras und Krut  
Stümm einsam un allein,  
Keet niepern ut de Wiltten rut,  
Wull giern de Welt mal seihn.

Ein Vogel keem un seeg de Blaum  
Un wühte allet Bescheid.  
Un flög up einen Vartenbom  
Un siing sien lustig Leed.

Un hett siel wieder gornik schugt  
Un ded, as mi't man so,  
Dett in dat Gras sien Nest siel bugt,  
Un Vodderblaum keet tau.

Wüld Dag för Dag nu Tügen sien  
Von itel Luft un Lew,  
Dett lacht als Inter Sünmensien,  
Wat't up de Welt all gew.

De Vogel in dat Vagelnest  
Dennun jungen un vertelt,  
För Vodderblaum is dit so west,  
As wiet't de grote Welt

Doch as de Sommer güng tau Raub  
Wier Vodderblaum allein,  
Taufräden möt's de Däings tau,  
Se harr de Welt jo seihn.

## Deichwanderung.

Von D. Steilen, Bremen.

(Nachdruck verboten.)

Ich liebe den Deich, der sich in einer schier unendlichen Linie an dem Flußufer dahinzieht und die Gestade des weiten Meeres begleitet. Ein mächtiger Strich, kunstlos, einfach und einformig und doch wie gewaltig! Ihn schufen nicht abwägende Schönheitsrücksichten, einzig und allein die eiserne Not zwang die Bewohner des Küstenlandes, diesen Schutzwall um ihr Land zu ziehen. Nur ein Erdhaufen konnte es sein, dem die Grasnarbe ein freundliches Aussehen verleiht. Und doch ist's ein erhabenes Bauwerk. Was wäre die Marsch ohne den Deich? Alle 24 Stunden klopft der blanke Hans zweimal an den Fuß des Deiches, aber ihm wird kein Einlaß. Der Schutzwall fahrt die friedlichen Dörfer und die gesegneten Fluren gegen die ungestümen Fluten.

Wie angenehm wandert es sich doch auf der Kuppe des Deiches! Landeinwärts erfreut ein Landschaftsbild von eigenartigem Reize. Soweit das Auge nur reicht, bis an den fernen Geestrand nur Wiesen und Weiden, in regelmäßigen Abständen durchzogen von Gräben und Kanälen, den Silberadern der Marsch. Neben schweren Mähren — wer vormag sie zu zählen? — grasen edle Pferde, umhüpft von den kleinen munteren Füllen. Das ist des Bauern Stolz und Glück. An langen Pappelreihen führen die Straßen durchs Land. Aus dem dunklen Grün blicken die Strohdächer und freundliche Ziegelhäuser. Hier folgen die Häuser in langer Reihe dem Deiche. Anweilen schmiegen sie sich ihm so schüchtern an, daß man von der Kuppe sogleich auf den Boden des Hauses treten kann. Die wetter-

harten Fischer und Schiffer wußten wohl, weshalb sie im Schutze des Deiches ansiedelten. Weiterhin ballen sich die Strohdächer zu einem Haufen. Nur ab und zu liegt ein Hof wie ein stolzer Einfiedler vornehm für sich allein, als meide er die Masse. Wer näher zu schauen vermag, wird aber gewahren, daß er auf einem Hügel liegt, auf einer Warf oder Wurt, wie der Marschbauer diese von Menschenhand geschaffene Erhebungen nennt. Das sind die ältesten Siedlungen in der Marsch. Als noch kein Deich seinen schützenden Arm um das Land legte, mußte der Bauer sich durch diesen Hügel gegen die feuchte Flut sichern.

Auf der Wasserspitze schneit der Wind über das Vorland und den Strom. Hohes Schilf bedeckt die schlammgetränkten Groden, die dem Menschen nur schwer zugänglich sind, den Sumpf- und Wasservögeln aber eine paradiesische Niststätte bietet. Das ist ein Schwaben und Zwickern, ein Schreien und Lärmen! Zur Klutzeit, besonders, wenn der Nordwest noch ein wenig nachweht, hebt der Fluß seine Ufer bis an den Deich. Wenn aber dann die Ebbe einsetzt, eilen die Wässerlein in vielen Riehlen zum Strome zurück, um mit ihm zum Meer zu wandern. Ab und an führt ein breiter Graben die Marschwasser dem Flusse zu, wenn die großen Schleusen, die Tore des Landes, ihm den Austritt gestatten. Und dann das mannigfaltige Leben und Treiben auf dem Flusse selbst! Dampfer mit langen Rauchfahnen ziehen den Strom hinauf und hinab. Sie sind der Pulsschlag des Weltverkehrs! Rauschend mühlt sich ein Schlepper ab, eine Reihe beladener Kähne zum nächsten Hafen zu bringen. Ab und zu verirrt sich noch mal ein Sealer auf den Fluß, aber er ist mit seiner Schnelle zu sehr vom Winde abhängig. Die andern sind ihm über. Wie ein Schmetterling huscht die Segeljacht dahin, mit ihr wetteifern Ruder- und Motorboote. Von der jenseitigen Werft dröhnt das Schlagen der Hämmer, das Kreischen der Bohrer, das Klappern der Rieler. Ein ohrenbetäubender Lärm! Und doch hat auch dieses Getöse sein Großes. Weder es doch von deutschem Fleiße, von deutschem Können und Wollen. Was deutscher Geist erfann, nimmt hier auf dem helgen Form und Gestalt an. So wird dieser Dampfer dereinst auf den Weltmeeren ein Ständer deutscher Arbeit. Und wer aus dem Hämmer und Klappern, dem Bohren und Feilen diese Stimme vernimmt, dem wird auch dieses Getöse zur Musik — zum Hymnus werden. Wir grüßen dich, du Stätte deutscher Arbeit!

Nicht lange, so treffen wir ein Kirchlein, mitten in den Deich gebaut. Efeu schlingt seine Zweige um das altertümliche Gemäuer. Und was könnte uns dieser Bau erzählen! Er sah noch die Tage der großen Sturmfluten, die den Deich brachen, und Not und Tod in die Marsch trugen. An die 300 Jahre mögen es her sein, da war das Gotteshaus selbst ein Opfer des blanken Hans. Aber zäher Friesengeist ließ den alten Bau wieder erstehen. Von Krieg und Kriegsgeschrei hallte es im Lande. Den Strom herauf kamen nordische Völker auf slinken Schiffen, um im Lande zu rauben und zu plündern. Von der Geest herab stieg ein Kirchenfürst mit großem Heer, um die Marsch zu knechten. Da boten die Kirchen mit ihren festen Mauern ihren Kindern die letzte Zuflucht, die verammelten Türen widerstanden dem Eindringling. Wie freut sich der Schiffer, wenn ihm schon in der Ferne die heimatlische Kirche winkt! Dann darf er bald daheim sein, daheim bei Frau und Kind! Welch glückliches, seltsames Gefühl! Freilich lehren nicht alle zurück, die aufs Meer hinausfahren. Mancher, der am Deiche aufwuchs, fand in den Wellen einen frühen Tod. Dann kehrt mit der Trauer Frau Sorge ein in die Häuschen am Deiche. So oft das Auge dann nach seewärts spähen und suchend umherirren mag, kein Winken und Klaffen mehr. Und doch lieben alle das Wasser und fühlen sich immer wieder vom Meere angezogen.

Ab und an windet sich der Deich in einer scharfen Biegung

um einen Teich. Schiff umsäumt ihn und man kann sich kein friedlicheres Bild denken. An dieser Stelle war einst der Deich gebrochen und die Fluten ergossen sich mit solcher Wucht durch den Bruch, daß sie die Erde wohl zehn Meter tief aufwühlten und fort-schwämmen. In einem Halbkreis ward der Deich geschlossen, aber der Koll oder die Brate blieb. Das ist eine Stätte, da die Sage ihre geheimnisvollen Fäden spinnt. Sie weiß zu erzählen, daß der Koll unergründlich ist und es in Sturmnächten auf seinem Grunde klagt und stöhnt.

Wie ein Wildstreifen zieht die Gegend am Auge vorüber, wohl ähnliche, aber nie gleiche Bilder zeigend. Die here Schönheit nord-deutscher Landschaft offenbart der Deich, der den Wanderer immer dahingleitet, wo Land und Wasser sich vermählen. Der Eindruck der Unendlichkeit wird vollends, wenn der Strom seine Wasser dem Meere gibt. Das Meer, das weite, unendliche Meer! So weit das Auge reicht, nur Wasser, bis hinten in grauer Ferne Himmel und Flut sich vermählen. Welle auf Welle rollt an den Strand, begleitet von dem Kreischen gieriger Möwen. An solcher Stelle mag wohl Klaus Groth gestanden haben, als er in seinem Quikborn sang:

Sieh an! de Wellen kamt all mit!  
All links un rechts en lange Streck!  
De breeb sich ut, as weert en Del,  
De erste glitt man Schritt vör Schritt,  
Doch treckt de gliest de tweete mit;  
De drückte kint, as wenn se spelen,  
Als Rufen trillnelt langs de Delen,  
Noch jümmer een un een un mehr,  
Un noch een haben deräver her,  
Koppheister, lingelangs in Reegen,  
Un springen un up un dal int Weegen.  
Un bild un vörwärts alltohopen —  
Als gull dat inne Wett to lopen.

## Wederles, ein Bantapfel dreier Mächte.

Von Adolf Krönke, Ringstedt.

(Nachdruck verboten.)

Zunächst beginnt Bremen den Reigen und bemüht sich, lückenlos seit Schaumburgs Zeiten die Stadtbremische Amtmannschaft auf Wederles nachzuweisen. Auffallenderweise vergißt man, die kurze Amtmannschaft der Lappen anzugeben, und begnügt sich damit, Schaumburg und Curt von Lummund zu nennen. Ein Erich von Elme wird hier als Amtmann zuerst eingeschoben, der bisher in der Eigenschaft nicht bekannt war. Im übrigen führen die Ratsherren die letzten und am besten beglaubigten Briefe des Erzbischofs Otto ins Feld, um immer wieder an Hand all dieser Beweise zu dem Schluß zu kommen: „dat-hs nese unde nefer stad Bremen eghen“). Im Geheimen bereitet sich indes die Stadt trotzdem auf eine Fehde mit dem Erzbischof vor. Das Verhältnis zu den Elmen wird neu gefestigt und erweitert und ein gewichtiger neuer Bundesgenosse hinzugewonnen. Das war der berühmte Raubritter und Wegelagerer Hinrich von der Litz, Blutsverwandter der Elme. Zu Lebzeiten Ottos hatte er ihm seinen Anteil an der Burg Elm verkauft. Es gehörte somit jetzt rechtmäßig seinem Nachfolger. Trotzdem oder, besser gesagt gerade deshalb übergeben Erich und Diedrich von Elme im Januar 1409 auf Geheiß der Stadt dem v. d. Litz das verkaufte Gut als Lehen, der dafür Waffenhilfe verspricht, falls die Stadt mit dem Kirchenherrn in Fehde käme).

Drei lange Jahre ziehen sich die Verhandlungen bereits fruchtlos hin und her. Endlich, 1411, im Mai, bequemt sich der Erzbischof von Würde (Bremervörde) aus auf einen zweiten Mägebrieff der Stadt, in dem auch die Lappen als Amtsmänner genannt werden, seine Gegengründe dem Schiedsrichterkollegium zu unterbreiten. Sie atmen die feste Ruversicht des Besitzenden und führen weder lange Erklärungen noch Papiere — die ja auf dieser Seite auch nicht vorhanden sind — heran, sie erklären ebenso kurz wie bestimmt: Das Schloß ist unser Lehngut!). Nur auf einzelne Punkte geht Johann in seiner rücksichtslosen Art ein und steigert zu Schluß seine Ausführungen in dramatischer Weise. Die Stadt: Erzbischof Albert und Otto anerkanntes unser Eigentum! Johann: Das stand bei ihnen, wenn sie das Eigentum der Kirche nicht wahrten, wir hatten daran fest! Die Stadt: Bernhard von Schaumburg, Curt v. Lummund und Otto hatten das Schloß am See aus unseren Händen! Johann: Die genannten Leute sind alle tot, laßt die Toten ruhen.

Was nun! Die acht Herren hatten eine harte Muß zu knaden und beide Seiten mochten mit begreiflicher Spannung dem Spruch von Würde entgegensehen. Er fiel folgendermaßen aus: Das Schloß gehört der Stadt Bremen. Zur Begründung führen die Schiedsrichter besonders die Briefe Erzbischofs Otto an, die doch in aller Märgheit den Sachverhalt offenbarten: Otto nahm Wederles als Pfand von der Stadt Bremen. Den Erzbischof Johann forberte man nunmehr auf, das Schloß zu räumen und zu seiner Verblung „bessere Briefe“ zu beschaffen. Aber — dies Urteil unterzeichneten nur vier Männer: drei stadtbremische und ein erzbischöf-

licher. Die andern vier waren abweichender Meinung. Damit endete der Streit 1411 noch nicht und Hoya's Graf mußte den Aus-schlag geben.

Desungeachtet hatte Bremen im Vertrauen auf sein altes Recht in der alten Richtung weiter gearbeitet. Das bewies schon der eigenartige Vertrag mit Hinrich von der Litz. Nun in denselben Tagen, als in Schloß Würde das zweifelhafte Urteil gefällt wurde, gelang den Bremer Kaufleuten ein Hauptschlag. Sie ließen sich von den Herzögen Erich und Johann von Sachsen-Lauenburg die andere Hälfte des Schlosses Wederles für 300 Lübecker Mark zum Pfand geben. Was schadete es, wenn der Vertrag vorläufig nur auf drei Jahre Geltung erlangte!), das Schloß den Fürsten offen blieb und die einzusehenden Unterteile dem Lauenburger mit-schwören mußten. Bremen faßte wieder Fuß, die Fürsten beschei-nigten den Empfang der Summe in gutem Gelde. Das Geld durfte nur in der Münze, die derzeit in Hamburg oder Lübeck gültig sei (also „wertbeständig“), zurückgezahlt werden. Im Rat rechnete man mit der Armut der Fürsten und freute sich, dem Erzbischof ge-genüber wieder Vorteile erlangt zu haben. Getrost sah man dem endgültigen Entscheid des Grafen entgegen. Der sprach im Juli 1412 nach Befragen vieler gelehrter Leute im Namen des geistlichen Rechts, des Kaiserrechts und des Landrechts, daß er ein besseres Recht als die genannten Schiedsmänner auch nicht zu finden ver-möge. Die Güter jedoch, die der Vorgänger Johanns einst gekauft hätten, ständen diesem rechtmäßig zu!). Der Spruch mußte nach der Vereinbarung beider Parteien angenommen werden, und es blieb somit dem Erzbischof nichts anderes übrig, als sich mit der Stadt auf gütlichem Wege zu vereinigen. Der Frieden zwischen beiden wird im Monat August 1412 auf folgender Grundlage geschlossen: Die streitige Hälfte des Schlosses Wederles wird zur Hälfte der Stadt und zur anderen Hälfte dem Erzbischof zu eigen. Beide be-lehnen gemeinsam den Amtmann Martin von der Lehmne!). Aber mit dem Tode des Erzbischofs Johann fällt diese Hälfte des Schlof-fes ganz an Bremen zurück. Der langwierige Streit ist beendet, Bremen Sieger auf der ganzen Linie.

1407—1412! Jahre schwankender Meinungen. Wem fällt die Hälfte des Schlosses zu? Im Anfang hat der Kirchenfürst durch sein entschlossenes, zielsticheres Auftreten die besten Erfolge. Gegen genaue Einsicht der Älten vermag er sie nicht zu halten und muß sich am Ende damit begnügen, einen geringen Anteil für seine Le-benszeit zu erbeuten. Bremens Stellung festigt sich um so mehr, als es der Stadt gelingt, auch die andere Hälfte des Schlosses, wenn auch nur auf drei Jahre, pfandweise in die Hand zu bekom-men. Das Verhältnis zu den Lehnsherren der Umgegend ist er-träglich, die Lauenburger sind in nicht gefährlicher Nähe. Der endgültige Sieg scheint der Weserstadt in den Schloß zu fallen. Wir stehen vor dem finstern Akt des Dramas

!) B. II. B. V. 14.

!) a. a. D. 25.

!) a. a. D. V. 26, 28, 29.

(Schluß folgt.)

## Wetter und Wetterpropheten.

Eine ernstzunehmende, launige Heimatplauderei

von Dr. C. Rudolf Junglaus.

(Nachdruck verboten.)

Was für Wetter bekommen wir wohl morgen? Diese unbe-dingt sehr wichtige Frage ist für jedermann von größtem Interesse. Freilich, der Landbewohner schenkt ihr im allgemeinen wohl noch mehr Aufmerksamkeit als der Städter, dem lange Regenzeiten ge-wiß auf die Nerven fallen und dem langandauernde Frostperioden er-schrecklich an den Geldbeutel gehen, u. a. m. Aber davon viel zu sprechen oder auch viele Worte und Verstandesstärke darüber zu verlieren galt früher mehr als heute in vornehmen Kreisen bei Ge-sellschaften usw. doch als ein Zeichen von Geistesarmut. Flüchtet sich beispielsweise ein ehrbarer Jüngling, der mit übervollem Her-zen und hochvoltem Kopfe der angebeteten Einzigen gegenübersteht, in Ermangelung besseren Gesprächsstoffs in seinen Mägen auf das Gebiet der Wetterbetrachtung, und erhebt sich auch in noch so geist-vollen Redewendungen über die gute und schlechte Witterung, so verliert er, wenn er auch nicht gleich ganz „brunter durch“ ist, mindestens an Chancen, und läuft Gefahr, pfiffigeren Salon-löwen als ein Stumpfbock oder langweiliger Peter ausgelacht und verlästert zu werden.

Ganz anders auf dem Lande! Hier dreht es sich bei dem Wet-ter weniger darum, soweit Erholung und Vergnügen in Frage kom-men, sondern hier steht es im Vordergrund als Vorbedingung für die Landarbeiten der Bauern auf dem Felde, für die Gartenarbei-ten im großen und kleinen, um Kartoffeln und Gemüse zu ziehen, und die Abwidlung des Verkehrs, wenigstens soweit große Entfer-nungen und schlechte Wege (besonders in den sonnigen Marschen) in Frage kommen, und dergleichen mehr. Der Landbewohner ist von Regen und Sonnenschein abhängig beim Säen und Ernten der Feld- und Gemüsesfrüchte. Er muß darauf achten, ob er die Kartoffeln nicht zu früh legt und sie der Gefahr des Erfrierens aussetzt, aber auch nicht zu spät. Damit die junge Grnte der Frühkartoffeln recht

sind. Er muß die Spitzkaffeekeule verächtlich herausschleudern, damit sie der Verbstöße nicht zu lange ausgelegt ist und in Fäulnis übergeht. Er muß Erbsen, Bohnen und alles andere Gemüse im Einverständnis mit Jupiter Pulvis säen, bearbeiten und einbringen, sonst ist alle Mühe umsonst. Viele Frauen der Stadt und überhaupt „Asphalttreter“, die die ländlichen Erzeugnisse nur vom Sehen und Essen kennen, und nur verstehen, alles nötige für die Küche auf dem Markte einzuhandeln, haben oft keine richtige Auffassung davon, wieviel Arbeit und Mühe erforderlich ist, bis ein Kohlkopf, eine Sellerieknolle, Blumen- oder Rosenkohl usw. soweit gebracht sind, daß sie auf dem Markte angeboten werden können. Und wenn der Bauer und Landbewohner schon am frühen Morgen bei Wind und Wetter tätig ist bei Haus-, Hof- oder Feldarbeit, oder auch auf den schmutzigen, aufgeweichten, weiten Wegen seine Erzeugnisse zur Stadt bringt, dann wälzen sich viele, ja die meisten Städter noch in den Federn, ohne Zwiesprache gehalten zu haben mit Regen und Sonnenschein bei schlechtem und gutem Wetter, wie es der Ländler muß. Wenn dieses und anderes mehr noch die Städter nicht verkennen und mehr würdigen würden, dann wären auch Unwille, Neid ja Haß gegen die Landbewohner nicht in dem vielfach gänzlich ungerechtfertigten Maße vorhanden, die Klust zwischen beiden wäre nicht so groß.

Bei solch' innigem Zusammenleben mit der Natur ist es erklärlich, daß die Landbewohnerschaft über Wind und Wetter, mit denen sie sich täglich auseinandersetzen muß, auch viel mehr spricht und unterhält. Darum, wenn nahe und auch fernere Bekannte, Nachbarn und Dorfgemeinschaften usw. sich irgendwie und wo begegnen, und sich, was erfreulicherweise noch ziemlich allgemein Sitte ist, den Tagesgruß entbieten, dann pflegt auch das mindeste zu sein, mit wenigen Worten, wie: „Schön Wetter von da“, oder „Wisse Schiet opstunns“ und dergleichen mehr, dem Wettergott Anerkennung und Unwillen zu bezeugen. Und nicht selten pflegt dann auch noch eine mehr oder weniger längere Unterhaltung, ein Meinungsaustausch über das Wetter, wie es war, ist und wohl werden kann, angeknüpft zu werden. Und da ist es erstaunlich, zu beobachten, über wie viele Redensarten, Schmäde und Sprachwendungen, sowie Regeln und Beobachtungen der Landbewohner mit Bezug auf das Wetter verfügt, gegenüber den meisten Städtern, die vielleicht wissen, daß, wenn es Siebenschläfer regnet, es dann sieben Wochen nicht trocken werden soll, daß es drei Eiseilige gibt, deren Namen Mamertius, Pancratius und Servatius aber meist schon nicht mehr gewußt werden u. a. m. Freilich sind genauere, stichhaltige meteorologische Kenntnisse des Ländlers oftmals auch nur illusorischer und vermeintlicher Natur, und die in bestimmte Wendungen und Regeln gekleideten Voraussetzungen sind meist oder vielfach sehr zweifelhaft oder gar vieldeutig, und zeichnen sich dadurch aus, daß sie in Wirklichkeit nichts besagen. In ihrer Gehaltlosigkeit und Orakelhaftigkeit sind sie dann nicht selten recht amüsant und plästerlich und selbst im wahren Sinne des Wortes sehr wetterwendisch. Mit besonderer Vorliebe wird auch an zurückliegende Vorjahre angeknüpft und die Klugen wissen dann, daß ähnliche oder gleiche Witterungsverhältnisse zur gleichen Zeit vor so und so viel Jahren auch schon mal vorgelegen haben, und daß es gar nicht anders hätte kommen können, als wie es zurzeit ist! Und wenn die Erkenntnis auch erst gefunden ist, wenn das Wetter selbst sie dem Betreffenden kund getan hat, so glauben diese auf ihre Art Schlaunen doch ernstlich selbst daran, daß sie es wirklich und wahrhaftig schon tagelang vorher „gewußt“ und „gesehen“ haben. „Ist hebb jau dat jo glieds seggt un jan woorscheant (gewarnt)“, heißt es dann; und sie verlangen, daß man ihnen glaubt, werden krahbüstig, wenn man es nicht tut. — Nebewendungen, wie: „de Frost ward spött“, in der Bedeutung, auf Frost folgt zu bestimmten Zeiten Regen, oder: „De Mohn frist allens wedder weg“, „De Mohn swingt den Steert ut“, wenn, wie es oftmals der Fall ist, nach Vollmond-Springtiden mehrere Tage regnerisches, unbeständiges Wetter ist, oder: „De Wind holt wat tohop“, gleichbedeutend mit: der Wind holt Regenwolken zusammen, oder: „Dat sleiht natt dör de Wind“, es schlägt naß durch den Wind (es tröpfelt bei diesem Wetter) und andere Wendungen ähnlicher Art, werden nur immer zu ganz bestimmten Zeiten und unter ganz besonderen Umständen neben vielen anderen mehr verwendet. Wenn nach einer Zeit längerer Dürre und Trockenheit vergeblich auf Regen erwartet und dann gesagt wird: „Dat hett dor keen Lust to“, es hat keine Lust zum Regnen, „der Regen sitzt fest“, oder auch, wenn bei drohendem Gewölk dennoch der Regen ausbleibt, und dann gesagt wird: „Dat wehrt sich bannig“, das Wetter hält sich sehr, oder bei einem Witterungsumschwung „dat Werr sett' sich op“, das Wetter leistet Widerstand, schlägt um, so liegt in allen diesen und anderen Wendungen die gewiß merkwürdige sprachliche Erscheinung der Personalisierung des Wetters. Diese Vorstellung vom Wetter in Gestalt einer Person findet gleichsam ihre Parallele in der Art der Darstellung bei den alten Kosmographen auf alten Atlanten, indem sie etwa den Wind als einen Jüngling mit vollen pustenden Backen, den Regen als eine Jungfrau, die aus einem Krüge Wasser verschüttet usw., zu veranschaulichen suchten. Das kann man vorzüglich gut in dem früher allgemein üblichen Rand- und Erbsmud, beispielsweise der alten Homann-Atlanten des 18. Jahrhunderts beobachten.

## II.

Gleich groß wie die Zahl der Nebewendungen zur Beurteilung des Wetters, ist auch die Zahl der vollstündlichen direkten Wetterregeln, die an sich wieder verschiedener Art sind. Es gibt eine ganze Reihe, die anknüpfen an das Verhalten von Tieren und

an Pflanzen, an Himmelserscheinungen und bestimmten Wetterlagen in der Natur. Sie deuten oftmals auf ein hohes Alter, wo man eine besondere Neigung und Vorliebe hatte für Wahrsagerei und Prophetieumungen, die besonders auch auf das Wetter gerichtet waren. Derartige Regeln, Vorhersagungen und Prophezeiungen bereiten gleichsam den Boden vor für den Glauben an den sogenannten 100-jährigen Kalender, der noch heute in der Vorstellung vieler selbst aufklärter Köpfe herumspukt, und dem viele Glauben schenken, von denen man es eigentlich nicht erwartete. Wenn unsere Haushaltungs-, Heimats- und andere Kalender (s. B. auch der hierzulande weit verbreitete sogenannte „grüne Kalender“ für die Bezirke Stade und Lüneburg, der von P. Jänsse berechnet wird und in Stade erscheint) vielfach noch an den 100-jährigen Kalender anknüpfen und Wettervorhersagen nach dem „100-jährigen“ bringen, so ist das gewiß weniger Bedürfnis und anerkannte Zweckmäßigkeit der wissenschaftlich geschulten Kalenderbearbeiter, sondern vielmehr eine Konzession an die solchen wünschenden Käufer und Benutzer. Wenn diese den Kalender, wie es ja nun mal seit alters her gern geschieht, als Wetterpropheten heranziehen, so wollen sie eben die Ansicht des „100-jährigen“ keinesfalls missen, aus Liebe zum überkommenen Althergebrachten und Gewohnten, — vielleicht auch weil viele daran glauben.

Da besagter 100-jähriger Kalender früher Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch eine bedeutende Rolle gespielt hat, mag dazu gesagt werden, daß sein Schöpfer der Abt Moriz Knauer aus dem Kloster Langheim bei Bamberg war, ein als Astrologe und Meteorologe unter seinen Zeitgenossen und auch später angesehener Mann, der zuerst die Behauptung aufstellte, daß sich das Wetter alle 100 Jahre genau wiederhole. Diese Ansicht vertrat er auch in seinem 1663 zuerst erschienenen Volksbuch, „Der hundertjährige Kalender“, benannt, in dem er auf Grund des verfloßenen Jahrhunderts schon gleich für alle folgenden, „bis ans Ende der Welt“, das Wetter voraus berechnet zu haben vorgab. Er wurde dadurch bald einer der volkstümlichsten Menschen seiner Zeit, und keiner konnte sich der Macht seines Übergläubens entziehen, ebenso wenig wie seine „Weisheit“, wie gesagt, bis heute aus unseren Kalendern verschwunden ist.

Allein von den meisten all der gekennzeichneten Regeln gilt daselbe, wie von der bekannten, die da lautet: „Wenn der Fahn kräht auf dem Mist, dann ändert sich das Wetter, oder es bleibt wie es ist.“ Durch diese stets zutreffende, darum sehr vorzügliche Wetterregel ist ihr Urheber in der Allgemeinheit mehr bekannt und genannt worden, als durch all seine wissenschaftlichen Arbeiten von nicht ganz untergeordneter Bedeutung. Sie stammt bekanntlich von dem berühmten Astronomen Ernst Friedrich Wilhelm Bessel, der, am 29. März 1827 in Hagestern geboren, als Observator, späterer Direktor der Universitätssternwarte der Landesuniversität Göttingen, am 28. Januar 1884 starb. Er war ein hochgelehrter Mann, daneben mehr als die meisten seiner mehr ernst veranlagten niederländischen Landsleute, ausgestattet mit köstlichem Humor, einem der Elemente des Genies. Das mag auch daraus hervorgehen, daß er, als er einmal das Pech hatte, im strengen Regen etwas angefeuchtet im Gassenstein liegend, gefunden zu werden, auf die verwunderte Frage über diesen etwas außergewöhnlichen Aufenthaltsort, sehr trocken, aber überzeugend erklärte, er hätte „Sauerbrunnen“ getrunken, und an der Flasche hätte gekaut: „Muß liegend aufbewahrt werden.“ Andere, bessere Scherze und Witze, die man diesem originellen gelehrten Mann zuschrieb, waren seinerzeit, und mögen bis heute bei manchen Studenten besser bekannt sein, als die von ihm entdeckten Kometen, oder auch die Ergebnisse seiner berühmt gewordenen „Theoretischen Astronomie“ vom Jahre 1871.

Bei aller Volks-Wetterkunde, zumal auf dem Lande, dreht es sich fast ausschließlich um selbst gemachte Beobachtungen und Erfahrungen und davon abgeleitete Erfahrungssätze, wenig oder gänzlich unbeeinflusst von wissenschaftlichen Erkenntnissen, Fortschritten und Methoden. Freilich ist das Barometer, meist Wetterglas genannt, ein verbreitetes, aber auch im ganzen das einzigste meteorologische Instrument. Und schon die amtlich verbreiteten Wetterkarten der verschiedenen Wetterwarten werden von vielen nicht vollends verstanden und finden erst sehr allmählich mehr und mehr Beachtung. Das Bestreben, zumal von landwirtschaftlichen Körperschaften und Organisationen, denselben, die auf genauen wissenschaftlichen Beobachtungen und Berechnungen beruhen, zu möglichst weiter Verbreitung und Beachtung bis in die kleinsten Dörfer durch Anschlag bei den Postagenturen usw. zu verhelfen, kann nicht genug unterstützt werden. Denn für den, der die besagten Wetterkarten richtig zu lesen und auszuwerten versteht — und das ist jedem möglich, der sich nur die Mühe dazu gibt — enthalten sie das Beste, was zur Unterlage der sichersten menschlichen Voraussage geboten werden kann. Sie nützen dem Landwirt, dem Schiffer, dem Handwerker und jedem, dessen Berufstätigkeit sich unter dem Einfluß der Witterung und Naturereignisse vollzieht. Hinzu kommen andere Einrichtungen; so insbesondere für den Schiffer die Sturmbälle, Hochwasser-Signale (Warnungsschiffe) und dergleichen mehr. Sie alle beweisen, wie sehr der Mensch in seiner Schwäche, den Natureinflüssen und Naturgewalten gegenüber, bestrebt ist, sich ihnen anzupassen, vorbeugend ihnen Rechnung zu tragen.

Der Landmann, das ist das Landvolk allgemein, pflegt im großen und ganzen seine Wetterregeln mehr auf Windbeobachtungen und Mondphasen, auf Strahlungs-, Schall- und Lichterscheinungen zu stützen, als auf Wolkenzug und Wolkenbildung, Luftdruck und Dampfgehalt der Luft (d. h. absolute Feuchtigkeit) und die vielen

anderen meteorologischen Elemente mehr. Die Beobachtung und Veranschaulichung der Winde, nicht minder als der Mondphasen, ist besonders an den Küsten und großen Flußmündungen, also im ganzen bei der meernahen Bevölkerung, ausgeprägt. Zunächst wegen der Springfluten, die gegenüber den Rippfluten, den sogenannten hohen Tiden, besonders denn Hoch- und Sturmfluten in der Nordsee hervorrufen, wenn der Wind von Südwest über West nach Nordwest herumläuft, indem dadurch das Wasser aus dem Atlantischen Ozean durch den Merkmall (zwischen Dover und Calais) und um Schottland herum in die Nordsee gewälzt und durch nordwestliche, anflandige Winde gegen die Küsten und in die Flußtrichter gepreßt wird. Dadurch werden dann, besonders im Herbst, Winter und Frühling große Schäden verschiedenster Art verursacht. Die meisten Sturmfluten haben sich von jeher bis heute bei Vollen und Neumond ereignet, was also soviel besagen will, wenn Mond und Sonne in gerader Linie mit der Erde stehen, denn dann ist die Flut am höchsten, ist Springtide. Bei Vollmond, und namentlich wenn Mond und Jupiter sich in der Erdbahn befinden, ist inärgemein ein besonders hohes Steigen des Wassers, eine außerordentlich Springflut mit einiger Sicherheit zu erwarten. Der Hochwasserstand der Flut ist beim ersten und letzten Mondviertel gering, es ist die Rippflut, die hohe Tide. Das Fallen und Steigen des Wassers, der Abzug des Meeres in Gestalt des Phänomens der Ebbe und Flut, wiederholt sich in normalen Zeiten und unter normalen Umständen stets regelmäßig, doch treten sie jeden folgenden Tag 50 Minuten später ein. Erst in ungefähr 30 Tagen kehren Ebbe und Flut wieder auf die Zeit ihres ersten Anfangs zurück. Da auch der Mond jeden Tag 50 Minuten später kulminiert, so erscheint damit ein Zusammenhang zwischen Mondphasen und Tidenwechsel unmittelbar gegeben. Diese Einwirkung des Himmelsgestirns werden von der Küstenbevölkerung fast ausnahmslos als unumstößlich feststehend angesehen, wiewohl sie im übrigen noch nicht völlig einwandfrei nachgewiesen zu sein scheint, wenigstens von der jüngsten Wissenschaft noch nicht allgemein anerkannt wird. Die unablässig betriebene Forschung auf diesem Gebiete scheint indes, besonders durch namhafte Arbeiten, die auf der Hamburger Seewarte geleistet worden sind (Professor Dr. Schott und Dr. Bruno Schulz), diese Frage gelöst, mindestens aber der Lösung nahe gebracht zu haben. Eine sehr sinnreich konstruierte sogenannte Gezeitenmaschine hat den Zweck, dieses bildlich vor Augen zu führen.

Als nicht minder sicher bestehend, werden die Wechselwirkungen zwischen Mond und Wetter, in Beziehung und Verbindung mit jenen obigen, zumal von der Landbevölkerung allgemein, aber auch sonst gemeinhin anerkannt, und nur selten finden diese Anschauungen hier Widerspruch. Auf solche Weise wird es verständlich, daß ein Mann wie Rudolf Falb auf dem Lande seine hauptsächlichsten Anhänger hatte. Dieser bekannte, mittlerweile verstorbene Wetterprophet, der aus Steiermark stammte, und gleich dem Verfasser des 100jährigen Kalenders ursprünglich auch katholischer Theologe war, bis er 1872 Protestant wurde und nach längeren Reisen sein Leben in Berlin mit naturwissenschaftlichen Studien ausfüllte, veröffentlichte auf das nachhaltigste in seiner weitverbreiteten Schrift: „Das Wetter und der Mond“, die Theorie des Einflusses unseres Erdtrabantens auf das Wetter. Durch seine derzeit viel genannten „kritischen Tage“ verschiedener, mehrfacher Ordnung, die übrigens von wissenschaftlicher Seite nicht geringe Anfeindung erfahren haben und nicht selten mit und ohne Erfolg widerlegt worden sind, so von Hörner, Berner, Tarnutzer u. a., hat er nicht nur seine eigene sondern bei vielen auch die Wissenschaft und Kunst der Wetterprognose überhaupt arg in Mißkredit gebracht. Keineswegs in halb Bahnen wandelnd, dennoch aber die Theorie des Einflusses des Mondes auf das Wetter vertheidigend und anwendend, war der Gedanke von Emil Hirschmann (früherer Pseudonym Brandt und Brandt-Hirschmann), der durch seine jahrelang erschienenen Kalender, betitelt: „Mond und Wetter“, (Verlag M. und S. Schaper, Hannover), bekannt geworden ist. Außer geschichtlichen und anderen einschlägigen Mitteilungen enthalten sie für jede Woche, jeden Tag möglichst bestimmt gehaltene Wettervorhersagen. Der Verfasser ist im verflochtenen Jahre leider verstorben; das Erbe wird jedoch von einem seiner Kinder im Sinne des Vaters sachmännisch fortgesetzt, so daß das alljährliche Erscheinen der weitverbreiteten und besonders in ländlichen Kreisen sehr geschätzten Kalender bis auf weiteres gewährleistet ist. Dasselbe ist auch der Fall mit den ständig von Zeit zu Zeit in der bekannten „Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitung“, dem Organ der hannoverschen Landwirtschaftskammer und der landwirtschaftlichen Hauptvereine der Provinz, veröffentlichten Prognosen. Und diese Wetterprognosen sind weit über die Grenzen der niedersächsischen Heimat des Verfassers und über Deutschland hinaus bekannt geworden, indem er nach Aufforderung von interessierten Kreisen u. a. aus Schweden, auch für dieses Land seine Wetterberechnungen machte. Hier, wie in seiner deutschen Heimat genoß dieser stille und sympathische Mann, der vom Fach selbstverständlicher Weise — Landgerichtsrat — war, großes Ansehen, wegen der Zuverlässigkeit seiner Prognosen, denen man mehr Glauben schenkte, als den amtlich verbreiteten. Und man muß es der Methode und ihrem Schöpfer lassen, sie überboten und überboten an Trefflichkeit oftmals diejenigen von Leuten, die glauben, sie nicht ernst nehmen zu brauchen, — von den meteorologischen Sachgelehrten.

Der Wetterpropheten gibt es so viele, wie es Witterungserscheinungen und Änderungen ständig und in großer Zahl gibt.

Aber so viel es auch immer versucht werden mag, dem Wettergott seine Methoden abzusehen, es wird schwerlich jemandem ganz gelingen, ihm in die Karten zu lauschen.

## Wie Hermann Löns seine Heide entdeckte.

In wenigen Wochen fährt sich zum zehnten Mal der Tag, an dem Hermann Löns für das Vaterland gefallen ist. Sein Ruhm ist seitdem reich erblüht, und auch die Heide, deren ganze Schönheit er uns erst recht nahe gebracht hat, steht wieder in Blüte. Grund genug, um von der Eroberung eigenartiger deutscher Landschaftsschönheit zu erzählen, die wir dem Dichter verdanken. Sein Biograph, Friedrich Caspelle, widmet in der „Verstadt“ Löns und seiner Heide einen Aufsatz, in dem er auch unbekanntes Material aus dem Nachlaß verwendet. Die deutsche Heide und besonders die schönste aller deutschen Heidelandschaften, die Lüneburger Heide, ist bis vor wenigen Jahrzehnten unserem Empfinden völlig verschlossen gewesen. Eichendorff, der große Naturdichter, gedenkt mit Grausen der Fußwanderung durch die „lungenfüchtigen“ Steppen der markantesten Reichsprosa Deutschlands, der weltberühmten Lüneburger Heide, und der Geograph Höster nennt noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Lüneburger Heide „ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, Täler, ohne Seen, ohne alles Laubholz“. Wenn auch bereits im letzten halben Jahrhundert einige Maler und Dichter die hier verborgenen Reize ahnten, so sind sie uns doch erst ganz durch Löns erschlossen worden, der zugleich als erster Naturforscher und als visionärer Seher dieses ihm „heilige Land“ betrachtete. In einem im Nachlaß aufgefundenen Aufsatz: „Die Reizwirkung der Heide“, hat er selbst das beste Uebersichtsbild über die Bedeutung dieser Landschaft gegeben. „Es ist noch nicht lange her“, schreibt er, „da lächelte man in Mittel- und Süddeutschland etwas spöttisch, kam die Rede auf die Lüneburger Heide. Man stellt sich darunter ein Stück Land vor, platt wie ein Tisch, leer wie eine Bettlerhand, mit niedrigem Heidekraut bewachsen, bewohnt von einer rildständigen Bevölkerung, deren Haupteinkommen in Schafzucht, Honigverkauf und Torfmachen bestand. Diese Vorstellung beruht auf vollkommenem Unkenntnis. Ein einziger Blick auf die Landkarte muß den Beweis erbringen, daß ein Landstrich, der zwischen den Unterläufen der Elbe und der Weser liegt, der von vielen wasserreichen Flüssen und Bächen zerschnitten wird, der Höhen und Tiefen besitzt, unmöglich ein dürrer, armes Gefilde sein kann, und daß höchstens gewisse Teile davon, infolge dünner Besiedlung und Mangel an Straßen, als Dehland daliegen. Ein Land, das Städte mit wohlhabender Bürgerschaft, wie Lüneburg, Soltan, Gelle, Melzen, Walsrode und eine Menge von zum Teil großen Flecken und stattlichen Dörfern umfaßt, die zum größten Teil auf eine alte und stolze Vergangenheit zurückblicken, kann in seiner Gesamtheit nicht arm gewesen sein.“ Ein echter Heidegänger ist Löns gewesen, der sich langsam die ganze Schönheit dieses Erdenstücks eroberte und sie damit für uns entdeckte. Zuerst taucht in seinen Glanzbildern die Liebe zur Ostheide der Lüneburger Niederung mit den hohen Forsten der Gölde auf. Aber die vordringende Andeutung stört ihn hier bald in seiner Einsamkeit, und er zog sich tiefer zurück in die Mittelheide, jenen wundervollen Landstrich, der in dem Dorf Bispingen seine schönste Siedlung, im Wilseder Berg seine höchste Erhebung, im Totengrund seine reichste Natur hat. Hier lag die Welt des Dichters Hermann Löns. Für dieses Gebiet hat er gekämpft und gewonnen, und mit sein Werk war es, daß der 1900 der gewaltige Naturschutzpark geschaffen wurde, der uns für alle Zeiten ein Stück deutscher Urheide sichert, so wie es in seinen Dichtungen lebendig ist. Aber je mehr er selbst den Sinn für dieses Land weckte und bewundernde Menschen hinzog, desto stärker ergriff ihn die Südheide, der Teil unterhalb der Bahnlinie Melzen-Rangewedel. Nicht die Schönheit der Landschaft, des ländlichen Fleckens in der Lüneburger Heide, nicht die malerische Landschaft bei Lutterloh waren es in erster Linie, sondern, die große geschichtliche Vergangenheit dieses Landes. Gelle lag in der Nähe mit der großen Heerstraße kriegerischer Zeiten. Die sieben Steinhäuser am linken Ufer des Mohrbaches, die großen Höfe um Hermannsburg, der alte Ringwall bei Mtenelle — diese Denkmäler des Dreißigjährigen Krieges wurde von seiner Phantasie mit lebendigen Gestalten bevölkert, und aus diesem Erlebnis entstand sein Roman, der „Wehrmoß“. So verwurzelte er immer tiefer mit diesem Lande, und ihm offenbarten sich alle Wunder der Heide, von dem blühenden Duft des Naturidylls im Reiz des vielgestaltigen Tierlebens bis zu den dunklen Tiefen vergangener Größe.

## Bücherschau.

Hannover als Pflegstätte des niederdeutschen Heimatgedankens. In Hannover ist zur Pflege niederdeutscher Literatur und niederdeutschen Geisteslebens die Niedersächsische Verlagsgesellschaft m. b. H. gegründet worden. Der Verlag wird eine eigene große illustrierte Monatschrift, die „Niederdeutschen Heimatblätter“ bringen, die die Arbeit von „Hannoverland“ fortsetzen soll und für die erste Mitarbeiter gewonnen sind. Die Zeitschrift soll als Bindemittel für alle heimatlichen Bestrebungen dienen und wird sich besonders in den Dienst des Volkstums, Heimat- und Naturschutzes stellen.